

25. Sonntag im Jahreskreis (A): Mt 20,1-16

1. Hinführung in Form eines Überblicks über Lektürewesen des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberg

Das Gleichnis fand seit alters unterschiedliche Lektüren. In Altertum dominierte eine *heilsgeschichtlich-allegorisierende* Deutung (Die Arbeitergruppen stehen für die Etappen der Heilsgeschichte seit Adam; die von Christus Berufenen kommen zur elften Stunde hinzu.) Daneben gab es bald eine *individuell-allegorisierende* und *moralische* Deutung (In ihrem Lebensverlauf kommen manche Menschen früh und manche spät zu Christus und Taufe; „Spätberufenen“ werde hier Trost und die volle Heilzusage zuteil.) – Das Mittelalter las den Text oft im Blick auf die Verhältnisbestimmung von *Lohn und Gnade*: Der Gnadenordnung entspräche die *eine Seligkeit aller*, die auch mit wenig Verdienst den einen Denar erhalten. Die proportionale Verdienstordnung wird aber dennoch aufrechterhalten, indem durch Beziehung der Rede von den „vielen Wohnungen im Himmel“ (vgl. Joh 14,2) der Gedanke einer unterschiedlich *gestuften Teilhabe* an dieser einen Seligkeit hinzugesetzt wird (Thomas). – Seit der Reformation wurde das Gleichnis für kontroverstheologische Fragen befragt. Protestantischerseits steht es in die Polarität *Gesetz versus Evangelium*, Lohndiener versus Gnadenmenschen (Luther) und illustriert die Rede von der souverän erwählenden Freiheit Gottes, der niemandem verpflichtet ist (Calvin). – Nicht selten verband sich mit der Lektüre (keineswegs nur protestantischerseits und überhaupt zu allen Zeiten) ein deutlich *antijüdischer* Affekt: jüdische Verdienstreligion würde hier „weggeschickt“ und sich selbst überlassen, die Christen der Heidenkirche würden als Arbeiter der elften Stunde demgegenüber zu den Ersten.

Die jüngere *wissenschaftliche Exegese* verband die unmittelbare Textauslegung mit der *Frage nach dem „historischen“ Jesus*. Fast durchwegs wurde das Gleichnis dabei in seinem Kernbestand zur authentischen Jesusüberlieferung gerechnet und näherhin in den Konflikten Jesu mit der religiösen Elite verortet: Er verteidige mit dieser Geschichte gegenüber dem Widerstand von Pharisäern und Schriftgelehrten seine Option für Zöllner, Sünder und überhaupt jene, die (aus welchen Gründen auch immer) an der Tora-Erfüllung scheitern: Sie, die den bedingungslosen Ruf in die Gottesherrschaft annehmen, würden gegenüber den bisherigen Eliten, die ihre „wohlerworbenen Rechte“ verteidigen und abgrenzen wollen, zu Ersten. – Angesichts dieses „Sitzes im Leben Jesu“ hat man auch die *ekklesiologische* Rezeption durch den Evangelisten *Matthäus* herauspräpariert. Dieser biete durch die (schon von Markus vorgegebene) Kontextkonstellation, in die hinein er dieses Sondergutgleichnis stellt, auch eine *innergemeindliche Spitze*: Petrus verweist (19,27) darauf, dass er und die „Erst-Jünger“ in der Jesusnachfolge alles zurückgelassen haben. Die damit gestellte „Lohnfrage“ wird von Jesus keineswegs zurückgewiesen, sondern durch die Lohnverheißung eschatologischer Throngenossenschaft positiv beschieden (19,28). Darüber hinaus würden alle, die um des Evangeliums willen das Ihre hintanstellen, eschatologischen (19,29; vgl. differenzierter Mk 10,39!) Lohn im ewigen Leben gewinnen. Diesen gestuften Lohnzusagen stelle Matthäus nun für seine Leser/innen, die in unterschiedlicher Weise „Last und Hitze“ der Nachfolge (schon lange) tragen, das Arbeiter-Gleichnis als Gegengewicht hinzu: Sie mögen sich nicht über spät Hinzukommende erheben und deren verhältnismäßig unverdienten Lohn scheel ansehen. Die eschatologische Rangumkehr, in der sie selbst als besitzlose, ungesicherte Nachfolger Jesu zu Ersten werden (19,30), gilt – so die Zumutung an die „Altgedienten“ – weiterhin und überhaupt (20,16): Das Erste-Letzte-Wort rahmt bei Matthäus das Arbeitergleichnis und verbindet es mit den voranstehenden Lohnverheißungen.

Auch *sozialgeschichtliche* und *politisch-theologische* Lektürewesen nehmen sich des Textes intensiv an: Ausgehend von der Beobachtung, dass in der erzählten Welt des Gleichnisses keine religiösen, vielmehr durchwegs sozioökonomische Gegebenheiten eine Rolle spielen, werden sozialetische Applikationen oder Folgerungen gesucht. (i) *Entweder positiv*: Die „Lohnpolitik“ des Gleichnisses ist utopisch und kontrafaktisch; umso mehr aber gelte: Wo in unserer Welt mit der weltfremden „Lohnpolitik“ des Weinbergbesitzers experimentiert wird, wo dem unvermeidlichen (?) Gesetz der retributiven Gerechtigkeit eine andere, größere Gerechtigkeit – Güte, Solidarität – entgegentritt, da würde die „Herrschaft der Himmel“ auch auf Erden anfanghaft erfahrbar. (ii) *Oder kritisch* und in scharfer Ablehnung einer „direkten“ Applikation: Der Weinbergbesitzer sei überhaupt keine „Gott-Gestalt (god figure)“. Die Geschichte *beschreibe* vielmehr das Un-Recht sozioökonomischer Zustände: Arbeitslosigkeit; Lohn- druck; Ausgeliefertheit an die „Güte“ der Besitzenden, die jene, die protestierend um ihr Recht ein- kommen, mit Hinweis auf ein absolutes Verfügungsrecht über Privateigentum kalt abfertigen können. Gerade so *ermächtige* das Gleichnis aber zu Widerspruch und Widerstand: Statt Gegeneinander- Aufrechnung von (ohnehin prekären) Löhnen und statt Statuswahrung jener, die gerade noch einmal einen Platz im System gefunden haben, wäre die Solidarität der Abhängigen *gegen die abhängigmachen- den Systeme* gefragt. Dass *diese* Solidarität in der Geschichte überhaupt nicht vorkommt, wäre die kriti- sche – weil zu ergänzende – Pointe!

Jüngere Ansätze zur *Gleichnisforschung* in Verbindung mit *text- und erzähltheoretischen* Überlegungen legen nahe, die (Entscheidungs-)Frage nach „Richtigkeit“ oder „Erlaubtheit“ einzelner dieser Ausle- gungstypen nicht zu stellen, ohne vorher den *Text selbst sprechen zu lassen* und ihn als „Partitur einer Kommunikation“ zwischen Erzählerseite und Leserseite zu analysieren: Wie ist diese Erzählung ge- baut? Welche Figurenkonstellation stellt sie vor und wie charakterisiert sie ihre Figuren (positiv, nega- tiv oder sonstwie)? Wie entsteht die zentrale Verwicklung und wie wird sie gelöst? (Wird sie über- haupt aufgelöst?) Welche lokalen und zeitlichen Räume durchmisst die Erzählung und in welchen Rhythmen: gleichmäßig voranschreitend oder beschleunigend und verlangsamend? Welche ihrer Ereignisse malt die Erzählung aus und was überlässt sie der weiteren Assoziation der Leser/innen? Wo kalkuliert sie mit Verwunderung, Innehalten oder Rückfrage? Versteckt sie längs des Wegs Signa- le, die zunächst überlesen, durch spätere Anklänge jedoch lustvoll erinnert und als gesamtheitliche Sinnträger realisiert werden sollen? Mit welchen Strategien und Angeboten verstrickt sie ihr Publi- kum in ihren Gang? Welche emotionalen Engagements der Leser/innen, Identifikationen oder Ableh- nungen, hinsichtlich welcher ihrer Figuren legt sie nahe? Wo sucht sie Zustimmung, wo Widerspruch zu den Positionen, die die Figuren einnehmen? – All diese Fragen sind *nicht beliebig* zu beantworten. Sie sollten sich durch Wahrnehmung der im Text eingebauten leserlenkenden Signale klären lassen. Die im Text angelegte Kommunikation sollte hinsichtlich der autorseitig gewünschten Reaktionen des Publikums deshalb in ihren Grundzügen „objektiv“ feststellbar sein. – Dennoch bleibt klar: Eine völ- lig einhellige, univoke Lektüre durch alle denkbaren Leser/innen ist in wohl keinem Text (nicht ein- mal in der Straßenverkehrsordnung?) angelegt, *jedenfalls aber nicht in einem so brillant erzählten Text- Kunstwerk* wie unserem Gleichnis: Die vielen tatsächlichen Lektüren lebendiger Leser/innen sind nie völlig deckungsgleich mit der Rolle des vom Autor in den Text eingebauten „impliziten“ und „virtuellen“ Lesers. Und das ist auch gut so. Eine Bandbreite der Lektüre bleibt immer legitim. Aber: Zur nachhaltig ertragreichen Lektüre sollte man jedenfalls in Rufweite mit dem vom Autor gewünschten („idealen“) Leser bleiben. Sonst wird die Lektüre nicht funktionieren. Man läse einen Text, in den man seinen Platz nicht findet und seine Rolle nicht einnimmt.

Ich lade im Folgenden zur gleichzeitig *aufmerksamen* wie *entspannten Lektüre* des Textes Mt 20,1-16 ein. (Griechischer Text: NA²⁷ – Übersetzung in freier Anlehnung an Münchener Neues Testament. Studienübersetzung, Düsseldorf ⁵1998, an der auch einige Korrekturen anzubringen waren.) Anschließend trage ich erzählanalytische Beobachtungen zusammen: Sie sollen helfen, die im Text vorgezeichnete Lektüreposition zu erkennen und mit den tatsächlich (bisher) eingenommenen eigenen Lektürepositionen sowie den Modellen der Auslegungstradition zu vergleichen. So kann übrigens auch ein reizvoller „Dialog der Lektüren“ entstehen.

2. Text und Übersetzung (mit Gliederung)

¹Ὁμοία γάρ ἐστιν ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν ...

¹Denn gleich ist das Königtum der Himmel ...

... ἀνθρώπῳ οἰκοδεσπότη
ὅστις ἐξῆλθεν ἄμα πρωῖ
μισθώσασθαι ἐργάτας εἰς τὸν ἀμπελῶνα αὐτοῦ:
²συμφωνήσας δὲ μετὰ τῶν ἐργατῶν
ἐκ δηναρίου τὴν ἡμέραν
ἀπέστειλεν αὐτοὺς εἰς τὸν ἀμπελῶνα αὐτοῦ.

... einem Menschen, einem Hausherrn,
welcher herauskam gleich in der Frühe,
zu mieten Arbeiter in seinen Weinberg.
²Übereinkommend aber mit den Arbeitern
auf einen Denar den Tag,
schickte er sie in seinen Weinberg.

³καὶ ἐξελθὼν περὶ τρίτην ὥραν
εἶδεν ἄλλους ἐστῶτας ἐν τῇ ἀγορᾷ ἀργούς:
⁴καὶ ἐκεῖνοις εἶπεν,
Ὑπάγετε καὶ ὑμεῖς εἰς τὸν ἀμπελῶνα,
καὶ ὃ ἐὰν ἦ δίκαιον δώσω ὑμῖν.
⁵οἱ δὲ ἀπῆλθον.

³Und herauskommend um die dritte Stunde,
sah er andere untätig stehend auf dem Markt,
⁴und zu jenen sprach er:
Geht auch ihr in den Weinberg,
und was immer gerecht ist, werde ich euch geben!
⁵Die aber gingen hin.

πάλιν [δὲ] ἐξελθὼν περὶ ἕκτην καὶ ἐνάτην ὥραν
ἐποίησεν ὡσαύτως.

Wieder [aber] herauskommend um die sechste und
neunte Stunde, tat er ebenso.

⁶περὶ δὲ τὴν ἑνδεκάτην ἐξελθὼν
εὗρεν ἄλλους ἐστῶτας, καὶ λέγει αὐτοῖς,
Τί ὧδε ἐστήκατε ὅλην τὴν ἡμέραν ἀργοί;
⁷λέγουσιν αὐτῷ, Ὅτι οὐδεὶς ἡμᾶς ἐμισθώσατο.
λέγει αὐτοῖς, Ὑπάγετε καὶ ὑμεῖς εἰς τὸν ἀμπελῶνα.

⁶Um die elfte aber herauskommend,
fand er andere stehend, und er sagt ihnen:
Was steht ihr hier den ganzen Tag untätig?
⁷Sie sagen ihm: Weil keiner uns mietete.
Er sagt ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg!

⁸ὁψίας δὲ γενομένης λέγει ὁ κύριος τοῦ ἀμπελῶνος
τῷ ἐπιτρόπῳ αὐτοῦ,
Κάλεσον τοὺς ἐργάτας
καὶ ἀπόδος αὐτοῖς τὸν μισθὸν
ἀρχάμενος ἀπὸ τῶν ἐσχάτων ἕως τῶν πρώτων.
⁹καὶ ἐλθόντες οἱ περὶ τὴν ἑνδεκάτην ὥραν
ἔλαβον ἀνὰ δηνάριον.
¹⁰καὶ ἐλθόντες οἱ πρώτοι ἐνόμισαν
ὅτι πλεῖον λήμψονται:
καὶ ἔλαβον [τὸ] ἀνὰ δηνάριον καὶ αὐτοί.

⁸Als es aber Abend geworden war, sagt der Herr des
Weinbergs seinem Verwalter:
Ruf die Arbeiter
und erstatte ihnen den Lohn,
beginnend bei den Letzten bis zu den Ersten!
⁹Und kommend die um die elfte Stunde,
empfangen sie je einen Denar.
¹⁰Und kommend meinten die Ersten,
dass mehr sie empfangen;
und es empfangen [den] je einen Denar auch sie.

¹¹ λαβόντες δὲ ἐγγύγυζον κατὰ τοῦ οἰκοδεσπότης

¹² λέγοντες,

Οὗτοι οἱ ἔσχατοι μίαν ὥραν ἐποίησαν,

καὶ ἴσους ἡμῖν αὐτοὺς ἐποίησας

τοῖς βαστάσασσι τὸ βάρος τῆς ἡμέρας καὶ τὸν

καύσωνα.

¹³ ὁ δὲ ἀποκριθεὶς ἐνὶ αὐτῶν εἶπεν,

Ἐταῖρε, οὐκ ἀδικῶ σε:

οὐχὶ δηναρίου συνεφώνησάς μοι;

¹⁴ Ἄρρον τὸ σὸν καὶ ὑπάγε:

θέλω δὲ τούτῳ τῷ ἐσχάτῳ δοῦναι ὡς καὶ σοί.

¹⁵ [ἦ] οὐκ ἔξεστίν μοι ὁ θέλω ποιῆσαι ἐν τοῖς ἐμοῖς;

ἢ ὁ ὀφθαλμός σου πονηρός ἐστίν ὅτι ἐγὼ ἀγαθός

εἰμι;

¹¹ Empfangend aber murrten sie gegen den

Hausherrn, ¹² sagend:

Diese Letzten - *eine* Stunde machten sie,

und gleich machtest du sie uns,

die wir trugen die Last des Tages und die Hitze.

¹³ Der aber, antwortend, sprach zu einem von ihnen:

Freund, nicht tue ich Unrecht dir;

kamst du nicht auf einen Denar überein mit mir?

¹⁴ Nimm den deinen und geh!

Ich will aber diesem Letzten geben wie auch dir.

¹⁵ [Oder] ist mir nicht erlaubt, was ich will, zu tun mit

dem Meinen?

Oder ist dein Auge böse, weil ich gut bin?

¹⁶ Οὕτως ἔσονται οἱ ἔσχατοι πρῶτοι

καὶ οἱ πρῶτοι ἔσχατοι.

¹⁶ So werden sein die Letzten Erste

und die Ersten Letzte.

3. Analyse der Gleichniserzählung entlang des Textes und seiner Aufbaustruktur:

Innerhalb des *Rahmens* (matthäische Einleitungsformel V. 1a und 16) ist die eigentliche *Gleichniserzählung* *zweiteilig*, jeweils mit Untersequenzen, gegliedert:

Im *ersten Teil* (1b-7) wirbt der Hausherr seit dem Morgen und bis kurz vor dem Abend Tagelöhner als Arbeiter an. Dies wird in vier Untersequenzen entlang eines Stunden-Rhythmus erzählt. Der leichten Monotonie (herausgehen / hinschicken bzw. hingehen), die ihrerseits bedeutsam sein mag, weil sie den Besitzer als unermüdetlich und besorgt (*oder* als nicht allzu planvoll *oder* als brutal knapp kalkulierend?) charakterisiert, wird wirkungsvoll gegengesteuert. Nach der ersten Sequenz – Erzählerrede; Lohnvereinbarung! – finden sich in den folgenden durchwegs Variationen: Für die dritte Stunde kommt, nun in direkter Figurenrede, eine Lohnzusage. Sie nennt keinen Betrag, sondern stellt eine „gerechte“ Bezahlung in Aussicht. Das ist raffiniert. Es baut in den Leser/innen eine Erwartungshaltung auf, die sich durch die weiteren Anwerbungen (nun ohne Lohn-Hinweis!) noch steigert: Gerecht kann hier doch wohl nur „verhältnismäßig“ und „proportional zur Arbeitsleistung“ meinen! Die sechste und neunte Stunde sind in eine Kurzsequenz mit Stichwort „ebenso“ zusammengefasst. Die letzte Sequenz (elfte Stunde) erregt wieder besondere Aufmerksamkeit: Sie durchbricht den bisherigen Drei-Stunden-Takt, was angesichts der sich ergebenden Restarbeitszeit von nur einer Stunde ein gewisses Kopfschütteln hervorrufen wird. Und sie ist mit einem kleinen Dialog koloriert, der in seiner Knappheit die Leser/innen irritieren mag: Was war das jetzt? Ein süffisanter Herr, der nach dem Motto „Wer arbeiten will, hat Arbeit!“ Faulheit in den Raum stellt? Und eine banal-ausweichende Allerweltsantwort von Herumstehern? (Diese Vokabel kommt schon zum dritten Mal!) – Oder nicht doch der lakonische und darum umso drastischere Ausdruck dessen, was Arbeitslosigkeit immer bedeutet: Perspektivenlosigkeit, Abhängigkeit und schließlich blanke Not? Und – wenn die Tagelöhner wirklich den ganzen Tag am Markt herumgestanden hätten, wie der Besitzer behauptet – warum hat er sie

nicht früher angeworben? Verschleiert er etwa seine Unorganisiertheit oder sein betriebswirtschaftliches Kalkül mit einer bösen Unterstellung? – Die Erzählung klärt das alles nicht. Sie aktiviert Assoziationsmöglichkeiten, die in ganz unterschiedliche Richtung gehen können, lässt aber nicht die Zeit, ihnen nachzugehen oder sie zu konsolidieren.

Sie drängt vielmehr weiter zur finalen Szene, die den ganzen zweiten Teil (8-15) einnimmt: abends, also nach der zwölften Stunde. Wir sehen zwei Untersequenzen. Die erste (8-10) erzählt die Auszahlung. Der „Herr des Weinbergs“ befiehlt sie dem Verwalter, und zwar *in gestürzter Reihenfolge!* Diese ist die Bedingung für das szenische Funktionieren des Weiteren, realisiert aber auch in der Mitte des Gleichnisses den Erste-Letzte-Grundsatz des Rahmens. (Die Verwalter-Figur selbst bleibt ganz im Schatten. Man hat den Eindruck, dass sie nur eingeführt ist, damit diese Umkehr der Reihenfolge in eindrücklicher Direktrede des Besitzers erfolgen kann.) Die Vollzugsnotiz kommt wirkungsvoll in drei jeweils durch „und“ eingeleiteten Hauptsätzen. Erster Satz (9): Die Arbeiter der elften Stunde bekommen je einen Denar. (Erwartete Assoziation: Aber der war doch mit den Ganztagesarbeitern vereinbart! Wie war das mit der Ankündigung einer „gerechten“ – *angemessenen* – Bezahlung für die Späteren? Gilt das jetzt umgekehrt für die Früheren? Was kommt jetzt?) Zweiter Satz (10a): Die Ganztagesarbeiter rechnen nun mit mehr! (Erwartete Assoziation: Natürlich; und, obzwar vereinbarungswidrig, eigentlich ganz zu Recht!) Der dritte, lakonische Satz – „und es empfangen den je einen Denar auch sie“ – verstört die aufgebaute Erwartungshaltung und lässt innehalten. Den Leser/innen mag das alles etwas zu schnell gegangen sein. Spätestens am Schluss von V. 10 sollten sie „Moment mal!“ rufen. Das nachklappende „auch sie“ insinuiert überdies eine deutliche Fermate im Lesefluss. (Der stimmliche Betonungsbogen im Vortag sollte hier unbedingt offen bleiben!) – Die zweite Sequenz (11-15) bringt Reaktionen auf diese Verstörung und zwar in einem Figuren-Dialog: Nach der Situationsnotiz vom Murren der Ganztagesarbeiter (11) kommt ihr Einspruch in Form einer vorwurfsvollen Feststellung des Sachverhalts (12). Die prägnante Formulierung entspricht der tragenden Figurenkonstellation: *Diese Letzten* – hast *du* gleichgemacht – *uns*. Durch die folgende appositionelle participium-coniunctum-Gruppe ist knapp, aber ungemein evozierend ein kolorierendes Element nachgereicht das in scharfer Opposition zu „eine Stunde machten sie“ steht: „... uns, die wir trugen die Last des Tages und die (Glut)Hitze“. (Beachtenswert ist die sprachliche Mittelstellung des Genitivs „des Tages“ zwischen „Last“ und „[Glut]Hitze“. Sachlogisch geht er natürlich auf beides. So aber gerät die assoziationssträchtige [Glut]-Hitze in verlangsamende, nachklappende Schlussstellung und es entsteht neuerlich eine Fermate mit offen bleibendem Stimmführungsbogen im Vortrag.) Dass durch eine solche Formulierung in den Leser/innen Verständnis für den Groll der Ganztagesarbeiter aufgebaut werden soll, ist klar. *Mit ihnen* und ihrer Perspektive soll sich an dieser Stelle natürlicherweise die *Identifikation* ergeben. Dies ist von der Erzählung sorgsam vorbereitet und hier durch die zustimmungsheischende Logik (Gleichmachelei des Ungleichen ist doch nicht gerecht!) sowie durch die emotionale Färbung ihres Redebeitrages erreicht. (Die anderen Arbeiter sind überdies schon ohne weitere Worte oder Handlungen von der Bühne verschwunden: Von den „Mittleren“ hat man im ganzen zweiten Teil nichts mehr gehört. Die Letzten sind schon in V. 9 Statisten und machen stummen Abgang. Sie kommen dann nur mehr als Referenzobjekt des „Streits“ zwischen den Ersten und dem Herrn vor [12a; 14b]. Insgesamt: Sie ziehen keine unmittelbare Identifikation an sich.) Das *Schlusswort* an *einen* der Murrenden gehört dem Weinbergsbesitzer (13-15). Es ist sorgfältig als doppelte Dreierreihe gegliedert: jeweils Behauptung/Feststellung (13b.14b), rhetorische Rückfrage (13c.15a) und Schlusssatz (14a.15b; letzterer nochmals als rhetorische Frage). Die Konnotationen der Ἐταῖρε-Anrede schillern (Freund, Kamerad, Genosse, mein Lieber; im NT nur noch Mt 22,12; 26,50): Ist das despotische Herablassung, die ein Ge-

sprach „auf Augenhöhe“ hämisch suggeriert und die Ohnmacht des Angesprochenen umso kälter mit der eigenen Macht kontrastiert? Oder beginnt so eine werbende Zuwendung, die den Einspruch ernst nimmt und auch nicht ohne Wohlwollen ist? (Die Charakterisierung der Figur des Herrn ist und bleibt mehrdeutig!) Mit der Feststellung „οὐκ ἀδικῶ σε ich tue dir nicht Unrecht“ ist das Signalwort δίκαιον von der „gerechten“ Bezahlung der späteren Arbeiter (4b) aufgenommen und doppelt negiert auf den Beschwerdeführer rückgewendet. Mit der nicht negierbaren rhetorischen Frage (13c vgl. 2a) unterstreicht der Besitzer die individuelle Rechtmäßigkeit. Der imperativische Schlusssatz (nimm, geh) schillert: Die möglichen Konnotationen das ὑπάγε reichen von „geh (zufrieden) deines Wegs und lass dich nicht verdrießen“ bis „geh mir aus den Augen und lass dich nie wieder blicken“. Alle drei Glieder dieser ersten Reihe waren unmittelbar auf den Arbeiter ausgerichtet. In der folgenden zweiten Reihe lenken die ersten beiden den Blick auf den Hausherrn – seinen souveränen Willen (14b) und seine rechtliche Verfügungsgewalt (zu schenken! 15a) –, während das dritte Glied schließlich sowohl den Arbeiter als auch den Hausherrn – oppositionell – in den Blick nimmt (15b). Da mit dieser Formulierung die Leser/innen aus der Welt der Erzählung entlassen werden, kommt ihr besondere Bedeutung zu. Entsprechend raffiniert ist die Textierung: „Böses Auge“ versus „gut sein“. (Das Idiom vom bösen Auge steht in einer biblischen Vorgeschichte und kam auch bei Matthäus schon vor. Übertragungen mit „Neid“ oder „Missgunst“ sind nicht falsch, wenn die assoziationsreichen Aspekte von „Ressentiment“ mitgehört werden. Im Übrigen spricht die Metapher für sich und bedarf m.E. gar keiner Auflösung.) Die Zuordnung auf Beschwerdeführer (*dein* Auge) versus Hausherr (*ich* bin) ist eindeutig. Dennoch und entscheidend: Das ganze ist kein apodiktisches Schlussstatement, das den Arbeiter in seiner Position „festnagelt“, sondern eine offen stehen bleibende Frage – *die den Leser/innen lange nachgehen mag!* So bleibt auch die Möglichkeit stehen, dass ein böses, vom Ressentiment verdunkeltes Auge gut und heiter wird und sich für andere freuen kann. Die Geschichte schließt, ohne dass diese Möglichkeit erzählerisch realisiert oder konterkariert würde. (Das hätte sie wohl auch verdorben.) Definitiv erweist sie sich dadurch aber als *engagierendes* Text-Kunstwerk: Sein erzählerischer Binnenraum war im Lesevollzug ständig und bleibt auch dann nachhaltig offen auf jenen Außenraum der Lektüre, den die Wertekonstruktion und der soziale Habitus seiner Leser/innen bildet. Seine ästhetischen Mittel waren: Aufbau und Verstörung einer Erwartungshaltung. Mitnehmen in einen Protest, der dennoch zurückgewiesen wird. Am Horizont des textlichen Binnenraums bleibt die Andeutung (das Angebot?) einer anderen Möglichkeit, die sodann im Außenraum realisiert werden mag: Mitfreuen als gut-gewordenes „Ressentiment“.

4. Weitere Beobachtungen

Welche Räume durchmisst die Erzählung? Im ersten Teil pendelt sie zwischen Markt und Weinberg. Im zweiten kommt sie räumlich in letzterem ganz zum Stehen. Beide Orte bleiben aber nur schemenhaft. Sie sind nicht einmal skizziert. Ansätze zur assoziativen Ausmalung durch die Leser/innen ergeben sich höchstens durch die Ausdrücke „Herumstehen“ (Markt) und „Last bzw. Gluthitze“ (Weinberg). – Die Zeitstruktur läuft analog: Der erste Teil umfasst den ganzen Arbeitstag, kunstvoll rhythmisiert durch das am Schluss (elfte Stunde) durchbrochene Drei-Stunden-Schema. Der zweite Teil steht an der unausgesprochenen zwölften Stunde und bleibt dort stehen. – Die Erzählgeschwindigkeit entspricht dieser Zeitstruktur: Sie ist im ersten Teil hoch. Weniger als die Hälfte der Textmenge umgreift den ganzen Tag. Ein Ritardando stellt allerdings der abschließende „Echtzeit-Dialog“ zur elften Stun-

de (6b-7) dar. Im zweiten Teil (mit mehr als der Hälfte der Textmenge für Auszahlungsvorgang und Reaktion) ist die Erzählgeschwindigkeit deutlich langsamer. Aber auch hier gibt es eine Differenzierung: Während die real doch einige Zeit beanspruchende Auszahlung selbst relativ wenig Text einnimmt (und das Publikum ob der Umkehr- und Überraschungseffekte in seiner Reaktionsfähigkeit ziemlich fordert), ist es in der Schlussequenz (11-15) anders: Hier, wo es nur mehr Dialoge gibt, wird die Erzählgeschwindigkeit ganz auf „Echtzeit“ (Erzählzeit = erzählte Zeit) heruntergebremst. In diese hinein fällt – sozusagen – das Rahmenwort (16) als „Schlussvorhang“.

Auf einige „*Kipp-Effekte*“ sei extra hingewiesen: (i) Tagsüber *sukzessiv* – abends *fokussiert*. (ii) Im ersten Teil *differenziert* nach den Stunden bzw. Arbeitergruppen zum Aufbau einer Erwartungshaltung auf differenzierten Lohn – Im zweiten Teil *oppositionell-bipolar*: Letzte und Erste (ohne Blick auf die dazwischen). (iii) Zum Schluss von V. 8 (also ziemlich genau in der Textmitte und als zunächst befremdlich wirkender Befehl in Direktrede gestellt) kippt die zuvor kunstvoll aufgebaute *aufsteigende* Reihenfolge ins Gegenteil: beginnend bei den Letzten bis zu den Ersten. (iv) Auf grammatischer Ebene ist ein auffallendes Kippen der *Numerus-Struktur* (Singular und Plural) in der Schlussequenz festzustellen: Gab es für die Arbeiterseite bisher nur den generischen Plural – bis hin zum kollektiven Murren „der Ersten“ (11 nach 10a), die sich „diesen Letzten“ (12a) gleichgemacht sehen –, so spricht der Herr in V. 13a „einen von ihnen“ an und bleibt betont im Singular: Man sieht dies im Wechselspiel von Du-Ansprache (13bc.14a) und Ich-Rede (14b.15a), das in 15b gar in einen Satz zusammendrängt. Und auch aus „diesen Letzten“ der Arbeiterbeschwerde (12a) ist nun ein individuell angeblickter „dieser Letzte“ (14b) geworden. (Ob dies jemand als „herrschaftliche Strategie der Individualisierung des Arbeiterkollektivs zu dessen Abhängighaltung“ lesen und in der Charakterisierung des Hausherrn negativ verbuchen mag, sei dahingestellt.) Primär ist es jedenfalls eine *dramatische Steigerung* zur Schlusszene hin. Und überdeutlich ist auch, dass dadurch das *personale Angesprochen- und Involviert-sein* der Leser/innen intensiviert werden will.

Zu den *Figuren*: Die Figurenführung entspricht folgendem dramatischen Muster: Die Hauptfigur holt selbst ein gruppenweise anwachsendes Personal auf der Erzähl-Bühne. Da alle versammelt sind, treten die Gruppen in gestürzter Reihenfolge nach vor und dann ab, wobei die zuletzt abtretende (= erst aufgetretene) Gruppe ein kritisches Abgangswort hat. Zum Schluss stehen die Hauptfigur und ein erst jetzt individualisierter Vertreter dieser Gruppe einander gegenüber. In ihrem Dialog hat die Hauptfigur das Schlusswort. – Die narrative Konstellation ist klar: Der Hausherr steht den Arbeitern gegenüber. Diese sind untereinander zunächst in mehrere Gruppen differenziert, dann als Erste und Letzte in oppositioneller Zuspitzung einander gegenübergestellt. Auffällig ist, dass es direkte Interaktion nur zwischen dem Hausherrn und den jeweiligen Arbeitern gibt. Zwischen den (ersten und letzten) Arbeitern gibt es hingegen keine direkte Interaktion, nur „Beobachtung“ und zwar in einer Richtung. Das Beziehungsdreieck ist also an seiner Basis nicht wirklich geschlossen. – Und wie ist die Figur *Weinbergbesitzer* von der Erzählung für die Leser/innen *charakterisiert*? Soll er wahrgenommen werden als ein Despot, der selektive Bevorzugung zur Systemstabilisierung einsetzt? Oder als konfuser Chef, der – weil ihm alles über den Kopf wächst – am Schluss doch wieder nur den Chef hervorkehrt? Oder ist er ein entwaffnend gütiger *Mensch* (1a!), der sich sein ungeschuldetes Schenken vom Anspruchsdenken jener, deren Recht er doch nicht beschneidet, nicht verbieten lassen will? (Geschenk, Sympathie, letztlich Liebe sind nun einmal uneinklagbar frei und müssen es bleiben.) Ich denke so: Die Gleichniserzählung mit ihren vielen kleinen, aber widersprüchlich-assoziationssträchtigen Charakterisierungselementen, ist und bleibt diesbezüglich schillernd. (Und zwar nicht nur für heutige Leser/innen, auch

für antike Menschen, die von „linker Systemkritik“ noch nichts wussten.) Sie vereindeutigt die Sache nicht. Und wenn dies so ist, dann will sie, dass Unruhe bleibt. – Hinsichtlich der der *Charakterisierung der Arbeiter* sehe ich Folgendes: Die *Ganztagesarbeiter*, auch wenn sie in Opposition zu den Beschenkten und zum Hausherrn geraten, sind keineswegs abstoßend gezeichnet. Die ganze Erzählung ist so gebaut, dass ihnen die Leser/innen in ihren Unmut folgen können und dort, wo sie ihre große Szene haben, dürfen sie einen höchst eindrücklichen Satz sagen, dem das Publikum nicht widersprechen will. Ihnen gehört an dieser Stelle (wenn schon nicht die Sympathie, so doch jedenfalls) das Verständnis des impliziten Lesers. Und ihr „böses Auge“ – das nicht die Erzählerstimme, sondern die Figur Hausherr in den Raum stellt! – ist in Form einer Frage eingebracht, die sich auch schon an die Leser/innen richtet. Die Charakterisierung der *anderen Arbeiter* ist vage. Die „Mittleren“ erhalten gar kein eigenes Profil. Wie ist es bei den *Letzten*? Obwohl sie der Drehpunkt der ganzen Geschichte sind, bleiben sie selbst blass. Dort wo es spannend wird, sind sie nur Statisten ohne erzählte Reaktion auf das ihnen Zuteilwerdende. Interessant ist natürlich der Dialog anlässlich ihrer Anwerbung (6b-7). Aber was insinuiert er? Faule Herumsteher, die dann unverdient-ärgerlicherweise Glück haben? Die ärmsten Schlucker, die auch durch das letzte soziale Netz gefallen sind und deren Not endlich einmal gesehen und aufgefangen wird? Die Erzählung vereindeutigt das nicht. Ich denke, sie tut es dies absichtlich nicht: Jeder – ob Figur in der Erzählung, ob Leser/in des Gleichnisses – wird die Sache abhängig von seiner „ideologischen“ Position und seinem sozialen Standort nehmen. Aber das Gleichnis will doch wohl Bewegung in diese Positionen und Standorte bringen. Deshalb ist es wichtig, dass *hier, bevor* die Sache kippt, jeder/r noch einmal seine Lesart des Phänomens „Langzeitarbeitslose“ (!) eintragen kann. Die kryptische Textierung bietet sich als *Projektionsfläche* an. Sie ist raffiniertweise aber auch nach einem allfälligen Sichtwechsel der Leser/innen noch immer stimmig.

Ist die „*erzählte Welt*“ der Geschichte für das ursprünglich intendierte (antike) Publikum *plausibel*? Die tragenden Rahmenbedingungen entsprechen durchaus den ihm vertrauten *sozioökonomischen Gegebenheiten*: Anwerbung von Tagesarbeitern; Arbeitslosigkeit als drohende Gefahr; starke Position der Besitzenden; üblicher Tageslohn von einem Denar, der zum Leben zwar knapp ausreicht, aber jedenfalls im „Prekariat“ hält. Der Drehpunkt der Erzählung – Kürzestarbeiter bekommen den vollen Tagessatz! – entspricht natürlich nicht der sozialen Alltagserfahrung oder -erwartung, aber das ist ja gerade der Punkt! Der ausgelöste Konflikt ist darum für die intendierte Leserschaft nachvollziehbar. (Die Frage, was milieuvertraute antike Leser/innen angesichts der ständigen Nachwerbung von Arbeitern *zunächst* assoziieren sollen – stressige Situation, der der Hausherr aus seiner Sicht verständlich begegnet? extremes Niedrighalten der Lohnkosten zur Gewinnmaximierung? – ist schwierig. Vielleicht braucht sie gar nicht gestellt werden, wenn die Erzählung damit *nur* die Erwartung einer verhältnismäßigen Entlohnung aufbauen wollte. Möglicherweise hängt aber auch diese Offenheit damit zusammen, dass die Erzählung durchaus je nach Leser/in unterschiedliche Projektionen abrufen will, die dann aber alle an *einem Punkt* herausgefordert werden.)

Unsere Gleichnisgeschichte steht im antiken Judentum keineswegs allein da: In der *rabbinischen Literatur* (zeitlich nach dem Neuen Testament!) gibt es eine ganze Fülle von vergleichbaren Texten – Lohn-gleichnisse –, die z.T. verblüffend ähnliche Figurenkonstellationen und Verwicklungen aufweisen. Und immer wieder geht es dabei um den Protest jener, die sich angesichts der Behandlung anderer, die in ihren Augen weniger leisteten, zurückgesetzt fühlen. Und immer wieder weist der „König“ diesen Protest zurück. Es sind meist Allegorien auf die gleichermaßen mühe- wie liebevolle Beschäftigung mit der Tora. Früher hat man sie oft (und antijüdisch) als Ausdruck „jüdischer Verdienstrechne-

rei“ diffamiert und der „Gnadenlogik“ des jesuanischen Arbeitergleichnisses entgegengestellt. Das ist absolut unangebracht: Bei manchen von ihnen ist eine gewisse Improportionalität von Verdienst und Lohn das positive Ziel, andere weisen Lohnernwartung als Motiv für Toraliebe überhaupt zurück, wieder andere heben darauf ab, dass die (aufrecht erhaltene) Lohn-Verdienst-Proportionalität mittels zwischenmenschlicher Querbeobachtung und Aufrechnung nicht erkennbar sei, und deshalb der Weisheit Gottes überlassen bleiben muss und darf. Und überhaupt ist im Judentum die Fähigkeit zum Verdienst bundes- und damit gnadentheologisch gegründet. – Der Unterschied des jesuanischen zu den rabbinischen Gleichnissen besteht *formal* im geringeren Allegorisierungsgrad: Seine (ausführlicher *erzählte*) Geschichte steht mehr in sich und ihren sozioökonomischen Abläufen; die Öffnung auf außertextliche Situationen aus der Lebenswelt des Publikums ist weniger eindeutig und weniger technisch. *Inhaltlich* findet sie ihr Proprium gegenüber den rabbinischen Lohngleichnissen darin, dass – zumindest in ihrem Binnenraum! – die Verdienst-Lohn-Proportionalität überhaupt außer Kraft gesetzt wird und auch nicht auf übertragener Ebene, etwa durch Bewertung des „inneren Einsatzes“, restituiert wird. (Aber: Im Matthäusevangelium steht sie *als Gegenpol* in einem Kontext, der eine Proportionalität von Verdienst und [eschatologischem] Lohn durchaus hochhält, und der die „Lohnfrage“ als solche für keineswegs anrücklich nimmt. Und dass die katholische Lektürepradition auch angesichts dieses Gleichnisses das Proportionalitäts-„Axiom“ nicht völlig verabschiedete, sondern sozusagen „kanonisch“ hinzudachte, haben wir eingangs bei Thomas gesehen!)

5. Ertrag

Aus der Summe der Beobachtungen ergibt sich, dass die „mainstream-Deutung“ der jüngeren exegetischen Wissenschaft recht gut das abholt, was in der Erzählung angelegt ist: Das ursprüngliche *Gleichnis spricht Menschen an, die Anstoß nehmen an der im Namen Gottes getroffenen Option Jesu für Arme, Sünder, Unreine und Zweifelhafte*. Die nähere Wahrnehmung seiner kommunikativen Struktur hilft aber, dies noch schärfer zu fassen. Die Frage war: Wie interveniert das Gleichnis bei seinen Adressaten? Was sind seine Strategien? Wir sahen: Nicht Belehrung durch Aufweis abstrakter Richtigkeit. Nicht Zustimmungseinforderung durch Rekurs auf anerkannte Autoritäten. Und schon gar nicht wird die Position der Adressaten, die in der Figurengruppe der Langzeitarbeiter repräsentiert ist, mit satirischen oder polemischen Mitteln an den Pranger gestellt; im Gegenteil! Dennoch wird ihr widersprochen. Baut nun die Erzählung „goldene Brücken“, auf denen die Angesprochenen die Seite wechseln können? Verhalten, aber doch: (i) Der Einwand wird – weil bestmöglich formuliert – ernst genommen und damit *zugelassen*. (ii) Durch die wirkungsvolle Individualisierung des Blicks auf „diesen Letzten“ (14b) wird angeboten, das „Auge“ weniger *vergleichend*, vielmehr *empathisch* auf *einen* Menschen zu richten, der damit vom Konkurrenten zum Nächsten werden könnte. (iii) Die Wertung „Ressentiment“ versus „Güte“ steht schließlich nicht als Aburteilung fest, sondern wird *als nachgehende Frage mitgegeben*. – Man mag sagen, dass diese Brücke schmal ist. Und der Erzählschluss, der den Konflikt nicht löst, sondern stehen lässt, kann auch so wirken, dass Jesus das Bauen einer „Breite-Weg-Brücke“ verweigert. (Das in seinen Kommunikationsstrukturen ganz analog laufende Gleichnis vom *Vater und den zwei* [!] *Söhnen* Lk 15,11-32 tut diesbezüglich textlich-emotional schon ein bisschen mehr, obwohl auch hier das finale Antwortmuster unserem Gleichnis entspricht: Dort ist der *ältere* Bruder das primäre Identifikationsobjekt und er darf seinen Unmut so eindrücklich sagen [29 !], dass einem bezüglich der Vater-Charakterisierung schwindlig werden kann. Die Schlussworte des Vaters fangen aber

viel auf, vielleicht doch etwas mehr als die Schlussworte des Weinbergbesitzers: „Kind, du bist allzeit bei mir, und alles Meine ist dein; aber man muss(te) doch feiern und sich freuen, weil dieser dein Bruder tot war und auflebte, verloren war und gefunden wurde.“)

Ist das Gleichnis somit als „auflösbare und anwendbare“ Allegorie gebaut? (Die klassische Gleichnisforschung hatte einen „anti-allegorischen Affekt“, an dem sicher nicht alles falsch war. Mittlerweile ist er aber doch von einer differenzierteren Einschätzung abgelöst.) Nach den obigen Beobachtungen sage ich: Man darf diese Geschichte natürlich nicht „filetieren“ und die einzelnen Stücke dann einzelnen außertextlichen Sinnzielen in der Erfahrungswelt der Leser/innen eins-zu-eins zuordnen. Die Geschichte bleibt in hohem Grad in sich selbst ablaufend. Aber sie aktiviert in ihren Verlaufsstadien und ihren Figuren doch ganz unmittelbare Reaktionen und Identifikationen, so dass nach der Schlussfrage des Besitzers deutlich ein „tua res agitur“ stehen bleibt. Einen gewissen *Allegorese-Grad* gewinnt sie speziell dadurch, dass die Lektüreposition der Leser/innen entlang der Rolle der Langzeitarbeiter geführt wird. – Ist das Gleichnis aber auch eine „Gott-Geschichte“? Spielt der Weinbergbesitzer die Rolle Gottes – jenes Gottes, den Jesus kennt und verkündet? Auch hier eine differenzierte Antwort: Natürlich entsprechen nicht wenige Züge dem Gottesbild Jesu, in dem *Souveränität* und *Unverrechenbarkeit* zentral sind. Das einzige, was man sich an seinem Gott sozusagen ausrechnen kann, wäre, dass er Niedrige erhöht und Hohe klein macht. Diese Souveränität Gottes ist bei Jesus aber nie Despotenwillkür, vielmehr elterliche Liebe. An ihr scheitern in Jesu Augen deshalb auch (nur) jene, die sich nichts schenken lassen, sondern immer nur ihre „wohlerworbenen Ansprüche“ einfordern können. Gerade deshalb steht die Hausherr-Figur aber eben *nicht ungebroschen* für diesen Gott. Vielleicht sind die fragwürdigen, „despotischen“ Einsprengsel in ihrer Charakterisierung auch eine Art Angebot an die Anstoßnehmer, etwa nach folgendem Motto: „Ihr Altgedienten steht in meiner Geschichte nicht einer völlig unangreifbaren Gut-Gestalt gegenüber und moralisch damit von vornherein auf verlorenem Posten. An meinem Hausherrn kann man sich sehr wohl ärgern. Und ich weiß auch, dass es nicht selbstverständlich ist, heiteren Auges das unverdiente Glück anderer zu sehen. *Und trotzdem*: Ist dein Auge böse, weil ...“.

Eine „säkularisiert-psychologisierende“ Lektüre des Gleichnisses als Therapieanweisung zur Aufdeckung und Überwindung von Ressentiments (aller Art) empfehle ich übrigens nicht. (Für die gottesdienstliche Homilie schon gar nicht!) Natürlich hat die Geschichte Elemente, die in einem solchen Programm Platz finden könnten. Aber: Diese Art von Nutzenanwendung macht den Text letztlich kaputt. Und vor allem: Diese Geschichte funktioniert nicht ohne ihren situativen Kontext: die *Gottesverkündigung*, *Gotteseinladung*, *Gottespräsentation Jesu* und die *Herausforderungen*, die diese darstellen.

Und wie steht es mit den *sozialethischen Lektüren* in Kontext politischer Theologie? Sind sie textgemäß? Zunächst ist in Richtung beider eingangs genannter Varianten Vorsicht anzumahnen: Der Lektüreposition, die uns die Erzählung anweist, ist jene der verärgerten Ganztagesarbeiter, nicht jene des Hausherrn, dem wir es gleich tun sollten – und auch nicht jene der Kurzarbeiter! Die (sozusagen Brecht'sche) Moral von *dieser* Geschichte ist es aber ebenso wenig, dass sich nach ihrem Schluss alle Arbeiter zum Generalstreik zusammentun und bei den Gutsbesitzern eine grundlegende Systemveränderung durchsetzen. Dies alles läse den Text *gegen seinen Strich*. – Aber wäre das denn ganz verboten? Natürlich darf man solches gelegentlich tun. (Ob der Gottesdienst der geeignete Ort dafür ist?) Man sollte nur den Kontakt zur primär angelegten Lektüreposition nicht verliert: Gegen den Strich sollte man nur lesen, wenn man weiß, wie der Strich läuft und wenn man auch der „strichgemäßen“

Lektüre die Chance einräumt, ihr Potential zu entfalten. *Und das ist ja wahrlich nicht gering!* Auch in sozialem Hinsicht nicht: Der Funktionskontext des Gleichnisses ist Jesu Botschaft und Zuwendung der *königlichen Herrschaft Gottes, die hier und jetzt vor uns steht*. Gott hat im Wirken Jesu angefangen, die unterwerfende All-Dominanz der Logik des Marktes und der Gewalt zu entmachten und heilend-befreiende Erfahrungsräume seiner anderen, königlichen Logik – Letzte sind Erste! – zu öffnen. Jesus will, dass Menschen es wagen, sich dieser Logik Gottes anzuvertrauen. Das geht aber nicht, wenn man die alte Logik in Form von Ansprüchen mitnehmen will, die sich faktisch doch wieder nur *gegen jene richten, die ganz unten und ganz hinten stehen*. – Leser/innen, bei denen die Kommunikationsintention des Gleichnisses zu ihrem Ziel kommt, wären dann Menschen, die Haltungen entwickeln, die sozial-ethisch und politisch absolut gefragt sein könnten. In Konflikten: Fähigkeit zum Perspektivenwechsel und Resistenz gegen Ressentiments. In Verteilungsfragen: wache Unterscheidungsgabe angesichts der ebenso verbreiteten wie blockierenden Allianz der sogenannten „Sachzwänge“ mit den „wohlerworbenen Ansprüchen einiger“. Aber vor allem: ein „gutes“ „Auge“ für „diesen Letzten“, der als „Mensch“ wahrgenommen wird.

Christen sind Menschen, die bei Jesus (unter anderem) gelernt haben, dass die Welt nicht nach dem Grundprinzip „Konkurrenz im Eroberungskampf um knappe Güter“ funktionieren darf und dass sie im Letzten auch so nicht funktioniert. Lebbar ist diese Einsicht im vertrauenden Glauben an Jesu Gott und Vater und in phantasiereichen Versuchen, je und je erste Erfahrungsevidenzen mit der *Weltordnung Gottes, dem „Reich der Himmel“*, zu sammeln. Ressentiments und Besitzstandswahrung verunmöglichen solche Erfahrungen.

In der Eucharistiefeier danken Christen Gott für Jesus Christus: Er ist ihnen – mitten in einer Welt, die weithin nur nach dem „alten“ Grundgesetz der Konkurrenz zu funktionieren scheint – Anfang, Inbegriff und Unterpfand der Gottesherrschaft. In seiner Person repräsentiert er die Letzte-Erste-Logik Gottes in allen denkbaren Wegerichtungen. Wenn dabei sein Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg eines höchst seltsamen Herrn vorgelesen wird, kann es unseren Blick klären: für die *Zumutung*, die das Evangelium immer bleibt; aber auch für die *Befreiung und Heilung*, die unter dem entwaffnenden Regime des Evangeliums verheißen ist. Erfahrbar wird sie in der Nachfolge Jesu, die auch eine Kommunion ist.

Christoph Niemand

☞ W.D. Davies / D.C. Allison, *The Gospel According to Saint Matthew* (ICC), Edinburgh 1997, 66-78; H. Frankemölle, *Matthäus. Kommentar*, II, Düsseldorf 1997, 285-292; U. Luz, *Das Evangelium nach Matthäus*, III (EKK, 1/3), Zürich u.a. 1997, 138-156 – F. Avemarie, *Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg* (Mt 20,1-15) – eine soziale Utopie?, in: *EvTh* 62 (2002) 272-287; ders., *Jedem das Seine? Allen das Volle! (Von den Arbeitern im Weinberg)*, in: R. Zimmermann (Hg), *Kompendium der Gleichnisse Jesu*, Gütersloh 2007, 461-472; Ch. Dietzfelbinger, *Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg als Jesuswort*, in: *EvTh* 43 (1983) 126-137; K. Erlenmann, *Gleichnisauslegung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch* (UTB, 2093), Tübingen 1999; W. Harnisch, *Die Gleichniserzählungen Jesu. Eine hermeneutische Einführung*, Göttingen 2001, 177-200; C. Hezser, *Lohnmetaphorik und Arbeitswelt in Mt 20,1-16. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg im Rahmen rabbinischer Lohnleichnisse* (NTOA, 15), Freiburg Schw. u.a. 1990; W.R. Herzog, *Parables as Subversive Speech. Jesus as Pedagogue of the Oppressed*, Louisville KY 1994, 79-97; L. Schottroff, *Die Gleichnisse Jesu*, Gütersloh 2005, 274-285; V.G. Shillington, *Saving Life and Keeping Sabbath* (Mt 20:1b-15), in: ders. (Hg), *Jesus and His Parables. Interpreting the Parables of Jesus Today*, Edinburgh 1997, 87-101; M. Theobald, *Die Arbeiter im Weinberg* (Mt 20,1-16). *Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit und Rede von Gott*, in: D. Mieth (Hg), *Christliche Sozialethik im Anspruch der Zukunft* (Studien zur theologischen Ethik, 41), Freiburg Schw. u.a. 1992, 107-127